

Unverkäufliche Leseprobe



Hans-Jürgen Wagener
Die 101 wichtigsten Fragen –
Konjunktur und
Wirtschaftswachstum

151 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59987-3

Begriffe und Zahlen

1. Wirtschaftswachstum: Was wächst da und was heißt wachsen? Wachsen ist ein organischer Begriff. Der Baum vor meinem Fenster wächst, mein kleiner Enkel wächst. Wirtschaftswachstum ist eine organische Metapher. Denn was da wächst, «die Wirtschaft», gibt es nicht vor meinem Fenster, sondern nur in meinem Kopf, und folglich ist wachsen hier kein natürlicher Prozess, sondern nur eine Analogie.

Unter Wirtschaft verstehen wir all das, was die Menschen unternehmen, um ihr Leben aufrechtzuerhalten. Das fand in früheren Zeiten im Rahmen eines Haushalts statt, und Ökonomie leitet sich vom griechischen *oikos* – Haus und *nomos* – Gesetz ab: die Haushaltslehre. Im Bayerischen bewirtschaftet der Bauer seine *Ökonomie*, seinen Hof. Die wächst, wenn die Erträge zunehmen, wenn er Land zukaufte, wenn mehr Arbeitskräfte, zumeist mithelfende Familienangehörige, tätig werden, wenn er bessere Techniken einsetzt und aus Erfahrung lernt. Damit wird der Bauer reicher. Wachstum ist also erst einmal eine Zunahme an Reichtum.

In der modernen Gesellschaft werden die Güter für den Lebensunterhalt nicht mehr im eigenen Haushalt hergestellt, sondern in ausgelagerten und spezialisierten Produktionsstätten, Betrieben oder Unternehmen. So wurde aus der Ökonomie als Haushaltslehre die Ökonomie als Betriebswirtschaftslehre. Ein Betrieb wächst, wenn er mehr herstellt. Bei Unternehmen, die in der Regel mehr als ein Produkt im Sortiment haben, misst man das «Mehr» nicht in Tonnen Stahl oder Meter Tuch, sondern in Wertgrößen. Unternehmenswachstum kann dann aber Unterschiedliches bedeuten: Zunahme des Umsatzes, der Wertschöpfung, des Gewinns, des Börsenwerts der Unternehmung.

Mit der territorialen Abgrenzung von Staaten entsteht der Begriff der Nationalökonomie oder Volkswirtschaft, und dementsprechend auch der Begriff der Ökonomie als Volkswirtschaftslehre. Die Volkswirtschaft ist die Gesamtheit der individuellen wirtschaftlichen Tätigkeiten, die innerhalb der jeweiligen Grenzen stattfinden. Auch hier strebte man lange Zeit mit Wachstum eine Zunahme des Reichtums an. Nicht von ungefähr lautet der Titel des 1776 erschienenen Hauptwerkes von Adam Smith (1723–90) *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker*. Was in diesem Zusammenhang Reich-

tum bedeutet, was man da aufaddiert und wie, das ist bereits ein schwieriges statistisches Problem und eine eigene Frage wert.

Lassen wir die alten Griechen, die bayerischen Bauern und auch Adam Smith beiseite und schauen in ein modernes Lehrbuch der Ökonomie. Dort können wir lesen, Wachstum sei die Zunahme, oder noch allgemeiner die Veränderung des Bruttoinlandsprodukts (BIP) in der Zeit. Das BIP erscheint nun fast wie der Baum vor meinem Fenster als etwas Natürliches, das wächst. Doch so ist es nicht. Es ist vielmehr ein Indikator der Ergebnisse unübersichtlicher gesellschaftlicher Prozesse, dessen Zu- oder Abnahme keineswegs so selbstverständlich ist wie das Wachsen und Absterben eines Baumes. Deswegen dürfen wir hier auch die Frage nach dem Sinn stellen: Brauchen wir Wirtschaftswachstum? Wem dient das Wirtschaftswachstum? Diese Fragen greifen wir am Ende des Buches auf.

2. Was macht den «Reichtum der Völker» aus? Reich ist, wer viel Geld besitzt. Der Satz war sinnvoll, als Geld noch nicht etwas so Nutzloses wie Gold und Silber oder etwas so Abstraktes wie ein Sichtkonto bei der Bank bedeutete, sondern einen Stall voll Kühe. Das lateinische Wort für Geld, *pecunia*, von dem es heißt, es stinke nicht, ist abgeleitet von *pecus*, Vieh.

Für den Einzelnen mag die Gleichsetzung von Reichtum und Geldbesitz noch hingehen, auch wenn ein reicher Bauer selten über viel Geld verfügt, sondern eher über einen großen Hof. Bei einer ganzen Nation führt diese Gleichsetzung aber zu Fehlschlüssen, was schon die Ökonomen des 18. Jahrhunderts ihren Zeitgenossen klarzumachen versuchten. Geld dient der Messung, dem Tausch und der Aufbewahrung von Werten. Aber für sich genommen ist es kein Wert.

Was wertvoll ist, sind Güter, und Güter haben die Eigenschaft, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Unsere Bedürfnisse sind ein weites Feld. Sie werden von materiellen Dingen und Leistungen befriedigt, z. B. von Brot und Spielen. Aber auch Verhältnisse, wie z. B. Eigentumsrechte und Monopolstellungen, Familienbeziehungen und Freundeskreise, treffen auf Bedürfnisse. Nicht alle davon sind Wirtschaftsgüter in dem Sinne, dass sie auf Märkten getauscht werden und sich in Geld bewerten lassen. Ökonomen beschränken sich in der Regel auf Wirtschaftsgüter. Geht es aber um Entwicklung, d. h. um die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sollte man den sehr

viel weiteren Raum der allgemeinen «Güter» nicht aus den Augen verlieren, deren Zunahme erstrebenswert erscheint.

Der Einzelne kann sich für Geld die Werte, d. h. die Güter beschaffen, die er zu benötigen glaubt. Aber alle Einzelnen zusammen, eine Nation kann das nicht – sie muss die Werte produzieren, die sie konsumieren möchte. Reich ist folglich die Nation, die viele Güter hervorbringt und zwar im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung. Und so sollten wir eher nicht von reichen und armen Ländern sprechen, sondern von produktiven und weniger produktiven Ländern.

3. Finden wir das Bruttoinlandsprodukt wirklich so wichtig? Entwicklungsökonomien, die sich mit den Problemen unterentwickelter Länder beschäftigen, sehen im Bruttoinlandsprodukt (BIP) und seinem Wachstum zwar ein notwendiges Mittel, Armut zu überwinden. Doch das eigentliche Ziel ist menschliche Entwicklung, ein Prozess, der ganz allgemein den Freiheitsraum der Menschen erweitert. Auch dieses Ziel lässt sich in einem quantitativen Indikator erfassen, z. B. dem *Human Development Index*, wobei die materielle Entwicklung, der Gegenstand des BIP, nur einen Aspekt unter mehreren darstellt. Hinzu kommen die körperlichen und geistigen Grundlagen, die sozialen Beziehungen und politische Freiheiten und Sicherheiten.

Das BIP gibt die im Inland entstandene Wertschöpfung wieder. Sie führt zu Einkommen, die sowohl Inländern wie Ausländern zufließen wie z. B. Kapitalerträge, die an ausländische Eigentümer inländischer Unternehmen überwiesen werden. Wenn man den Blickwinkel wechselt und fragt, welche Einkommen den Inländern zufließen, dann erhält man das Bruttonettoprodukt. Es unterscheidet sich vom BIP dadurch, dass die Einkommen der Ausländer nicht berücksichtigt werden, dafür aber die Erwerbs- und Vermögenseinkommen der Inländer aus dem Ausland, also z. B. die Einkommen von Pendlern, die in Frankreich arbeiten, aber in Deutschland wohnen. Das BIP betont den Produktivitätsaspekt einer Wirtschaft, das Bruttonettoprodukt den Einkommensaspekt.

Das BIP ist erst einmal eine statistische Konvention, mehr nicht. Man könnte sich auch auf eine andere Konvention verständigen, so wie das die sozialistischen Planwirtschaften taten, die in ihrem produzierten Nationaleinkommen neben den physischen Gütern nur die so genannten produktiven Dienstleistungen erfassten. Schon Adam Smith hielt Dienstleistungen für nicht produktiv. Sie befrie-

digen zwar Bedürfnisse, gehen aber nicht in den Reichtum der Völker ein, denn sie sind nicht lagerfähig und damit nicht vermögensbildend. Als Indikator für die Produktivität einer Nation ist das BIP höchst unvollkommen. Dafür war es ursprünglich auch nicht gedacht. Die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, die das BIP ausweist und die zwischen 1930 und 1960 entwickelt wurde, sollte vor allem als Informationssystem für eine aktive Wirtschaftspolitik dienen. Sie kann jedoch – das ist der Einwand der Entwicklungsökonomien – zu einer Fehllenkung der Politik führen, wenn man das BIP als Zielgröße absolut setzt und andere menschliche Bedürfnisse vernachlässigt.

Man könnte nun meinen, es interessiere uns eigentlich nur, was am Ende für unseren Konsum herauskommt. Das wäre allerdings etwas zu kurz gedacht. Denn das gesellschaftliche Produkt eines Jahres kann auf dreierlei Weise verwendet werden: Wir können es konsumieren, investieren, d. h. für die Produktion in kommenden Jahren vorsehen, oder exportieren. Sehen wir vom Export einmal ab, dem ja Importe gegenüberstehen, dann schränken die Investitionen den vollen Genuss des Endprodukts ein: Investieren heißt, auf Konsum verzichten oder sparen. Das ist eine Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum.

Genau besehen sind die Güter, die das BIP bilden, nur Güter, die über den Markt gehandelt werden oder zumindest prinzipiell gehandelt werden könnten. Nicht dazu zählen also die Leistungen, die man innerhalb des Haushalts erbringt. Das ist keine Geringschätzung der Hausfrauen und Hausmänner, sondern einfach praktisch begründet: Die Leistungen haben keinen Marktpreis und müssten deshalb mit einem hypothetischen Preis bewertet werden, und auch ihr Umfang lässt sich nur schwer messen. Für das Wachstum macht das wenig aus, da sich die Gewohnheiten nur langsam ändern. Im internationalen Vergleich jedoch erscheint ein Land, in dem vieles im Haushalt geschieht, unter sonst gleichen Bedingungen ärmer als ein Land, in dem die Frauen außer Haus arbeiten und häusliche Dienste vom Markt erbracht werden.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass manches «Gut» mit einem «Übel» untrennbar verbunden ist. Die Ökonomen messen im BIP nur den Nutzen, den die Güter stiften, und nicht den Schaden, den sie anrichten. Das Auto geht mit seinem Wert in das Aggregat ein. Die Umweltkosten, die seine Nutzung verursacht, werden dagegen nicht abgezogen.

4. Wie misst man, ob die Wirtschaft wächst? Das ist gar nicht so einfach. Denn wenn die Wirtschaft die Gesamtheit aller produktiven Tätigkeiten einer Gesellschaft ist, dann handelt es sich da um Millionen von Gütern, die entweder konsumiert werden oder in die Produktion anderer Güter eingehen. Zählen wir die Tätigkeiten des Bauern, des Müllers und des Bäckers so zusammen, dass wir den Wert ihrer Produkte Getreide, Mehl und Brot aufaddieren, dann kommt es zu Doppelzählungen, da ja der Wert des Getreides im Mehl und der des Mehls im Brot enthalten sind.

Uns interessiert aber vor allem der jeweilige Eigenbeitrag, den wir Mehrwert nennen. So ist die Summe des in einem Jahr erstellten Mehrwerts aller Produzenten in einem Land das Bruttoinlandsprodukt (BIP). In unserer Produktkette Getreide, Mehl und Brot muss die Summe der von Bauer, Müller und Bäcker gelieferten Eigenbeiträge im Marktpreis für das Brot entgolten werden. Deshalb würde es genügen, im BIP nur den Wert der in den Endverbrauch eingehenden Güter – in diesem Fall des Brots – zu zählen. Das ist aber aus praktischen Gründen nicht möglich. Denn selbst das Brot kann noch als Material in ein anderes Endprodukt eingehen, zum Beispiel die Käsestulle am Imbiss-Stand.

Das BIP wächst oder schrumpft, oder es bleibt gleich. Genau besehen bleibt über die Zeit jedoch nichts gleich. Was wir heute konsumieren, unterscheidet sich in tausend Einzelheiten von dem, was unsere Vorfahren vor zwei- oder dreihundert Jahren verwendeten, und sehr viele heutige Güter gab es damals noch gar nicht. Grundsätzlich mag es gleichgültig erscheinen, ob ich zum Bader gehe und mich scheren lasse oder einen Elektrorasierer verwende: Ein Bedürfnis ist befriedigt – der Bart ist ab. Die Kosten für die gleiche Leistung, Entfernen des Bartes, sind heute wesentlich niedriger als damals. Der Rasierapparat ersetzt die Dienstleistung des Friseurs, der qualifiziertere Tätigkeiten ausüben muss. Das nennen wir Produktivitätssteigerung – eine wesentliche Voraussetzung für Wirtschaftswachstum.

Haben wir nun zwei Güterpakete vor uns, das BIP 1710 und das BIP 2010, und fragen, um wie viel Letzteres größer ist, dann wäre alles ganz einfach, wenn beide Pakete aus exakt den gleichen Gütern beständen, nur jeweils um, sagen wir, 200 % mehr, und wenn die Preise unverändert geblieben wären. Eine Verdreifachung des BIP ließe sich leicht feststellen. So ist es aber nicht. Alles verändert sich: die Verbrauchsgewohnheiten und damit die Produktionsstruktur, die Spe-

zifikation der Produkte, die Produktionskosten und damit die Preise. Neue Produkte kommen hinzu, alte verschwinden. Die Statistiker stehen hier vor einem Berg von Problemen mit der Folge, dass sich das Wirtschaftswachstum, auch wenn es auf zwei Stellen hinter dem Komma angegeben wird, nicht exakt messen lässt. Die Probleme werden geringer, wenn wir das Wachstum nicht über dreihundert, sondern nur über drei Jahre messen, aber sie verschwinden nicht.

5. Nominales oder reales Wachstum? Im Bruttoinlandsprodukt werden die im Laufe eines Jahres produzierten Güter in Wertgrößen ausgedrückt, um sie aufaddieren zu können. Denn Äpfel und Birnen lassen sich nicht zusammenzählen. Zur Umrechnung von Mengen auf Werte dienen die Marktpreise. Die haben meistens eine Tendenz zu steigen, und damit steigt auch der Wert des BIP, selbst wenn sonst gar nichts passiert ist. Ein solches nominales Wachstum nennen wir natürlich nicht Wirtschaftswachstum. Darunter verstehen wir nämlich nur eine Zunahme der real verfügbaren Gütermenge.

So entsteht die Notwendigkeit, aus den nominalen Größen des BIP den Effekt der Preissteigerung, der Inflation, herauszurechnen. Durch die Inflation nimmt die Kaufkraft des Geldes ab, und diese Kaufkraftveränderung soll gemessen werden. Keine einfache Aufgabe. Kaufkraft misst man an den Kosten eines gegebenen Warenkorbs. Aber welcher Korb? Das BIP 2009 setzt sich materiell aus anderen Waren zusammen als das BIP 2010, denn es gibt neue Produkte. Vor allem werden sich die Gewichte der einzelnen Güter in diesem Korb etwas verschieben: Mit steigendem Einkommen wird mehr Fleisch und werden weniger Kartoffeln konsumiert.

Vergleiche ich nun die Kosten eines festgelegten Warenkorbes in beiden Jahren, so erhalte ich eine Preissteigerungsrate. Diese Preissteigerungsrate fällt etwas anders aus, je nachdem ob ich den Korb des Jahres 2009 oder 2010 dafür heranziehe. In der Regel für den Korb 2010 etwas niedriger, denn das Gewicht jener Güter, die von 2009 bis 2010 besonders stark im Preis gestiegen sind, nimmt tendenziell ab, da die Leute weniger davon kaufen und sie durch preisgünstigere ersetzen. Daraus folgt, dass es keine «wahre» Inflationsrate gibt. Wir können die Entwicklung von Wertgrößen nicht auf eindeutige Weise in Mengeneffekte und Preiseffekte zerlegen. Im Normalfall können wir die Differenzen zwischen zwei Jahren vernachlässigen. Doch über längere Zeiträume laufen sie zu beträchtlichen Unterschieden auf.

Analog zur gerade beschriebenen Preissteigerungsrate (auch Preisindex genannt) lässt sich für das BIP die mengenmäßige Zunahme, die Wachstumsrate, berechnen. Dabei werden die jeweiligen Mengen entweder mit den Preisen von 2009 oder mit den Preisen von 2010 bewertet. Das Indexproblem bleibt das gleiche: Die Wachstumsrate ist in Preisen von 2009 etwas anders als in Preisen von 2010. Als Ergebnis erhalten wir eine (zugegeben etwas unscharfe) reale Steigerungsrate für das BIP, die uns sagt, um wie viel sich die verfügbare Gütermenge verändert hat.

6. Lassen sich der Wohlstand im alten Rom und im heutigen Berlin miteinander vergleichen? Wirtschaftswachstum ist ein historisches Phänomen. Wir können das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf der Bevölkerung des Jahres 2010 mit dem des Jahres 2009 vergleichen und feststellen, dass es um, sagen wir, 1,5 % gestiegen ist. Hätten wir die entsprechenden Daten, könnten wir das Wachstum Jahr für Jahr zurückverfolgen, immer weiter zurück bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung. Ausgehend von einer konkreten Produktivität im Jahre 2010 ergäbe sich ein BIP pro Kopf im Jahre 0.

Wir haben diese Daten nicht. Halbwegs verlässlich lässt sich das Wirtschaftswachstum keine 200 Jahre zurückverfolgen. Aber mit grob geschätzten Daten ist eine solche Rechnung von Angus Maddison aufgemacht worden. Danach liegt das BIP pro Kopf im heutigen Berlin ungefähr 23 mal höher als im alten Rom. Das ist ziemlich genau der gleiche Abstand wie gegenwärtig zwischen Bangladesch und Deutschland. Heißt das, der heutige Lebensstandard in Bangladesch gibt uns einen Hinweis auf das Niveau im alten Rom? Das klingt reichlich absurd: die luxuriöseste und größte Stadt der Antike im goldenen, augusteischen Zeitalter und eines der ärmsten Länder der heutigen Welt.

Wir wissen zwar auch, dass ungefähr ein Drittel der italischen Bevölkerung Sklaven waren, die in jeder Beziehung knapp gehalten wurden. Und auch das römische Proletariat lebte nicht gerade im Luxus, der den obersten Schichten der Reichen vorbehalten blieb. Trotzdem kann der Vergleich nur sehr abstrakt dem Verständnis dienen. Zu unterschiedlich sind die Umstände, die Lebens- und Verbrauchsgewohnheiten, die Vorstellungen und Erwartungen der Menschen, ihre Vorlieben und Abneigungen. All das schlägt sich in der Güterproduktion nieder und auch im Nutzen, den die Menschen daraus ziehen.

Die Gütermengen, die wir zwischen dem alten Rom und dem heutigen Berlin vergleichen würden, sind so unterschiedlich, von der Befriedigung der Grundbedürfnisse einmal abgesehen, dass eine Quantifizierung des Unterschieds kaum sinnvoll erscheint.

Das heißt aber nicht, dass historische Wachstumsvergleiche sinnlos sind. In der näheren zeitlichen Umgebung eines konkreten Datums sind unsere Preis- und Warenkorbprobleme beherrschbar und entsprechende Wachstumsraten aussagefähig. So können wir zumindest einen Eindruck gewinnen, wie sich Wirtschaftswachstum im Laufe der Zeit entwickelt hat.

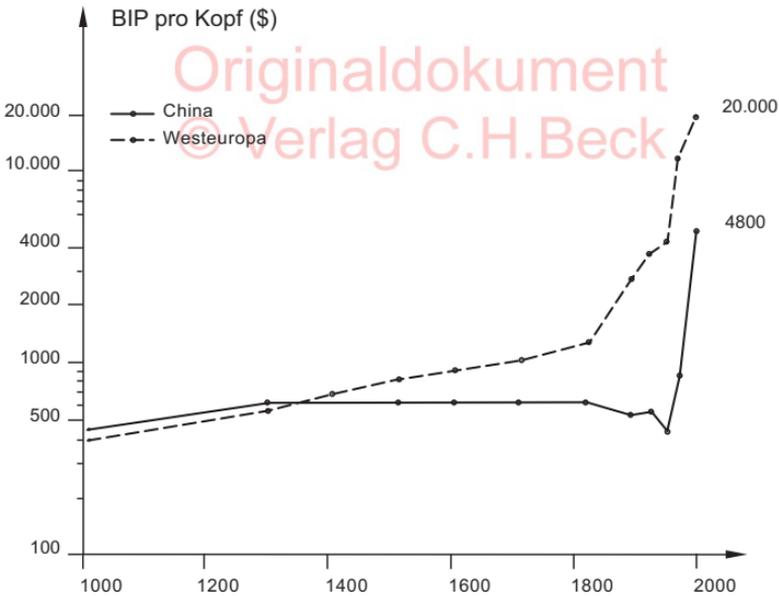
7. Seit wann wächst die Wirtschaft? Über die ersten 1000 Jahre unserer Zeitrechnung wissen wir wenig, außer dass das hohe technische, und damit wohl auch ökonomische Niveau des römischen Reiches in Verfall geriet. Wirtschaftswachstum ist ein Phänomen der Neuzeit. Zwar gab es schon immer Veränderungen der Wohlfahrt. Zumeist wurden sie aber als zyklische Schwankungen zwischen guten und schlechten Zeiten wahrgenommen. Und es gab reiche und arme Länder, worin sich Produktivitätsunterschiede niederschlugen. Diese Unterschiede waren im Vergleich zu heute jedoch gering. Erst mit Beginn des modernen Wirtschaftswachstums im 19. Jahrhundert hat man das Phänomen wirklich wahrgenommen und zum Gegenstand theoretischer Überlegungen und bewusster Wirtschaftspolitik gemacht.

Durchschnittliches Wachstum des BIP pro Kopf im zweiten Millennium, in %

Periode	West-europa	USA	Japan	China	Indien
1000–1500	0,13		0,03	0,06	0,04
1500–1820	0,14	0,36	0,09	0,0	-0,01
1820–1870	0,98	1,34	0,19	-0,25	0,0
1870–1913	1,33	1,82	1,48	0,10	0,54
1913–1950	0,76	1,61	0,88	-0,62	0,22
1950–1973	4,05	2,45	8,06	2,86	1,40
1973–2003	1,87	1,86	2,08	5,99	3,14

Quelle: Maddison 2007: 383

Die Angaben der Tabelle taugen als Indikator für die langfristige Entwicklung, obwohl sie für die erste Hälfte des Jahrtausends nicht unumstritten sind. Die Wachstumsunterschiede zwischen 1000 und 1800 scheinen minimal. Doch wirken sie sich über einen so langen Zeitraum erheblich aus. Das zeigt die Grafik, die nur Westeuropa und China miteinander vergleicht (wobei die vertikale Achse in logarithmischem Maßstab eingeteilt ist, damit die Unterschiede im unteren Bereich sichtbar bleiben).



Wirtschaftswachstum in Westeuropa und China 1000–2003, in internationalen \$ von 1990 (vertikale Achse logarithmisch)

Als grobe Charakterisierung der Entwicklungsgeschichte können wir drei Tatsachen festhalten:

- Westeuropa und seine nach ihrer Eroberung europäisch besiedelten Kolonien haben vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts einen kaum spürbaren Wachstumsprozess durchgemacht, der von tiefen Einschnitten (Pest, Kriege) unterbrochen war.
- Mit der industriellen Revolution setzte ein erheblich höheres Wachstum ein, das sich auch bis Ende des 20. Jahrhunderts be-

schleunigte, wiederum von Einschnitten (z. B. den Weltkriegen) unterbrochen.

- Die asiatischen Hochkulturen – in China zu Beginn sogar über dem europäischen Niveau – stagnierten bis 1870, um dann zuerst in Japan und etwa 100 Jahre später in China und Indien das moderne Wirtschaftswachstum aufzunehmen.

8. Wie groß sind die Produktivitätsunterschiede in der Welt? Die Produktivität einer Wirtschaft wird oft an Hand der Gütermenge gemessen, die sie pro Kopf der Bevölkerung hervorbringt, also an Hand des Bruttoinlandsprodukts pro Kopf. Vom technischen Standpunkt ist es sinnvoller, das BIP pro geleisteter Arbeitsstunde zu betrachten. Denn sowohl die demographische Struktur, d. h. der Anteil der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter, wie auch die Arbeitsgewohnheiten, d. h. die in einem Jahr geleisteten Arbeitsstunden, verursachen bei gleicher technischer Produktivität Unterschiede im BIP pro Kopf der Bevölkerung. Dennoch lässt sich das BIP pro Kopf als Indikator für den Wohlstand der Nation verwenden, auch wenn es kein idealer Indikator ist.

Geht es nun darum, die Produktivität verschiedener Länder miteinander zu vergleichen, dann tauchen die gleichen Probleme auf, die wir im Zusammenhang mit der Messung des Wachstums bereits kennen gelernt haben. Denn wie beim Wachstum, das Gütermengen in der Zeit vergleicht, sollen auch hier verschiedene Gütermengen miteinander verglichen werden, nur im Raum. Ein naives Herangehen an die Aufgabe könnte das BIP Deutschlands mit dem gerade gültigen Wechselkurs in US-Dollar umrechnen und dann mit dem BIP der USA vergleichen. Das ist wenig sinnvoll, da der Wechselkurs täglich schwankt und nicht notwendigerweise die Kaufkraftunterschiede der beiden Währungen wiedergibt. Es gilt also einen Indikator zu finden, der die räumlichen Kaufkraftunterschiede in ähnlicher Form anzeigt wie der Preisindex die zeitlichen. Das sind die so genannten Kaufkraftparitäten. Sie können auch innerhalb eines Währungsgebietes berechnet werden: Die Kaufkraft eines Euro ist beispielsweise in Griechenland höher als in Deutschland.

Dass die Berechnung der Kaufkraftparitäten und damit der internationale Vergleich der Produktivität nicht zu eindeutigen Ergebnissen führt, macht folgende Tabelle deutlich. Sie basiert auf zwei durchaus vertrauenswürdigen Quellen, der Weltbank (ICP) und der OECD

BIP pro Kopf der Bevölkerung, USA = 100

<i>Land</i>	<i>Maddison 2003</i>	<i>ICP 2005</i>
<i>USA</i>	<i>100</i>	<i>100</i>
<i>China</i>	<i>16,5</i>	<i>9,8</i>
<i>Indien</i>	<i>7,4</i>	<i>5,1</i>
<i>Bangladesch</i>	<i>3,2</i>	<i>3,0</i>
<i>Japan</i>	<i>73,1</i>	<i>72,7</i>
<i>Deutschland</i>	<i>65,9</i>	<i>73,2</i>
<i>Frankreich</i>	<i>75,3</i>	<i>71,1</i>
<i>Spanien</i>	<i>58,6</i>	<i>64,4</i>

Quellen: Maddison (2007: 382); ICP (2007)

(Maddison), die jedoch mit unterschiedlichen Methoden an das Problem herangegangen sind.

Ob China bereits 16 % des amerikanischen Produktivitätsniveaus erreicht hat oder nur 10 %, das macht für den chinesischen Bürger schon einen Unterschied. Doch das können wir eben nicht genau feststellen. Die Tabelle macht unmissverständlich deutlich, dass es auf der Welt eine gewaltige Kluft zwischen der Produktivität und damit auch der Wohlfahrt der reichen und der armen Länder gibt. Denn Bangladesch ist kein Einzelfall. Zahlreiche Länder in Afrika südlich der Sahara haben ein ähnliches oder sogar noch niedrigeres Niveau. In den USA ist der Lebensstandard 30-mal, in Deutschland etwa 23-mal höher als in diesen Ländern.